Düsseldorfer

Sonntagsblatt.

Beilage zum Düsseldorfer Volksblatt.

Nr. 40. Sonntag, 4. Oktober. Jahrgang 1903.

Respublica und Dargonne.

Historische Erzählung aus dem Französischen von Dr. A. Snieders.

Nachdruck verboten.

I.

Das Nordlicht.

Ja, es war eine schreckliche Zeit, als der französische Revolutionär zum zweitenmale in den südlichen Niederlanden Herr und Meister war!

Im Anfang des Jahres 1793 wurden die Sanskulotten *), die uns unter dem Oberbefehl des Generals Dumouriez schon teilweise gründlich bestohlen und ausgeplündert hatten, durch die fremden Hülfstruppen in ihr blutiges Nest zurückgetrieben, und unsere Bauern mit Schaufeln, Heugabeln, Karsten und Gewehren bewaffnet, halfen dabei tapfer und unerschrokken mit.

Die Franzosen, erpicht auf die süße Beute, kehrten jedoch bald, und zwar stärker und furchtbarer als früher, zurück.

Schon im April wurde der Krieg an den Grenzen wieder aufgenommen und am 25. Juni wurde die Armee der Verbündeten zu Fleurus von den republikanischen Horden Jourdan's geschlagen, wie im Jahre 1792 Dumouriez bei Jemappes die Verschanzungen der Oesterreicher im Sturm nahm.

Vor dem denkwürdigen Tage hatten die Bewohner unserer Provinz diese Rückkehr schon vorhergesehen: das wurde mir wenigstens von dem stockalten Lehrer Mockel, als ich noch ein kleiner Knabe war, versichert.

Eines Abends, nachdem der Lehrer in der Nachbarschaft einige Stunden Karten gespielt hatte, ging der Mann friedlich nach Hause, als er plötzlich an der Nordseite des Dorfes ein helles Licht am Himmel bemerkte.

„Sollte das Brand sein?" fragte der Mann sich selbst und blieb vor Schrecken wie an den Boden genagelt stehen.

Mockel sah plötzlich aus einem dichten Nebel leuchtende Blitze und feurige Pfeile in die Höhe steigen. Bald glänzten sie in reinem Lichte, bald wurden sie mit allen möglichen phantastischen Farben geschmückt. Mit Blitzesschnelligkeit verschwanden sie, um ebenso schnell wieder tanzend, hüpfend und spielend zurückzukehren.

Bald war der ganze Nordhimmel feuerrot, bald wurde er mit bleichem und zitterndem Licht übergossen, und wenn die unzähligen Piken und Lanzenbündel wieder erschienen, war es deutlich sichtbar, daß Feuer an den Schaften emporzüngelte und Blutstropfen von den Spitzen herabflossen.

Als dieses Licht seinen Höhepunkt erreichte, warf es einen schauerlichen Glanz über Türme, Häuser, Wälder und Menschen — und wenn diese letzteren einander ansahen, bemerkten sie mit klopfendem Herzen, daß eine fahle, aschgraue Totenfarbe auf den angstverzerrten Gesichtern lag.

Es ist denn auch leicht begreiflich, daß das ganze Dorf bald auf den Beinen war, und fast vor Schrecken verging beim Anblicke dieses entsetzenerregenden Vorzeichens.

Der Dorfpfarrer, der vor seinem Hause stand und von einer Anzahl zitternder Bauern umringt war, sagte zwar, daß dies alles eine ganz natürliche Erscheinung wäre, die man das Nordlicht nännte; doch erklären, wie dieses entstände, konnte er nicht, und darum hörte man viel lieber auf den alten Schäfer, der, wie man sagte, ein „Geisterseher" war, — und es ist bekannt, daß solche Menschen sehen, was gewöhnliche Sterbliche nicht sehen können . . . .

Kurz bevor jemand stirbt, sehen diese Geisterseher — ja, das wird noch an manchen Orten in unserer Zeit geglaubt — einen Sarg vor sich hintreiben, was gewiß sehr schauerlich ist! Kurz bevor jemand heiratet, hören sie mitten in der Nacht den Gesang, den Jubel der Gäste, das Klirren der Gläser und die Töne der Musik, was sehr angenehm ist, sollte man meinen. Ja, aber in diesem Falle nimmt die Hochzeit auch ein schlechtes, sehr schlechtes Ende: der Bräutigam oder die Braut stirbt kurz nachher — und von diesem Augenblick an ist es wieder ganz schauerlich.

Daher kommt es denn auch, daß mancher Dorfbewohner, wenn einer seiner Blutsverwandten krank war, heimlich nach dem alten Schäfer ging, um ihn zu fragen, ob er noch keinen Sarg gesehen hätte; oder ob er, wenn geheiratet werden sollte, noch keine Hochzeit hätte feiern hören?

Was der Mann antwortete, ist mir unbekannt, aber Jedermann wußte, daß der Schäfer ein braver Kerl war, und daß die Gabe des zweiten Gesichts ihm keine Reichtümer brachte.

Der Greis, mager, gebeugt, gebräunt von der Sonne, mit langen weißen Haaren und tiefliegenden Augen, mit einem ärmliches Wamms bekleidet, und einen abgetragenen Strohhut auf dem Kopfe — der Greis hütete für den Pächter eines einsamgelegenen Hofes die Schafe und hatte als Wohnung eine Hundehütte, einen großen Kasten auf Rädern, den er, jenachdem die Schafe während des Grasens weiterzogen, selbst nachzog.

Dieser Kasten war Tag und Nacht der Aufenthaltsort des Schäfers und seines schwarzen, langhaarigen Spitzhundes, und dieses wunderliche und einsame Leben machten das Ansehen und den Einfluß des Wundermannes noch größer.

Nun denn, der Schäfer hatte die Erscheinung, als er des Abends in der Heide war, gesehen und sagte am nächsten Tage, daß die emporschießenden Piken am Himmel, die Lanzen und Bajonnette der Sanskulotten wären, die diesmal unbarmherzig mit Feuer und Blut über diese Länder herrschen würden.

*) Wörtlich: ohne Hosen, so genannt wegen ihrer zerlumpten, schmutzigen Kleidung.

Der Schäfer hatte viele Dinge am Himmel gesehen, die sonst niemand gesehen hatte. So hatte er dort einen Augenblick hohe Turmspitzen, prächtige Gebäude, Abteien, Klöster und Kirchen, ja selbst ganze Städte glänzen sehen. Alle diese, Jahrhunderte alte und als Heiligtümer überlieferte Größen sah er in einem See von Blut und Feuer verschwinden.

Nun, diese Erscheinung wollte doch sicher etwas sagen!

Die Sanskulotten waren gesandt, wie früher die Barbaren, die hier auch furchtbar gehaust hatten — wann, das wußte der Mann nicht mehr genau — zur Strafe für die vielen Verbrechen und den Unglauben, und weil diese Erklärung besser mit der Geistesentwickelung der Dorfbewohner übereinstimmte als die ganz natürliche Belehrung des Pfarrers, glaubte man dem alten Schäfer und nicht dem Geistlichen.

Jedenfalls, wie wir sagten, die Sanskulotten kehrten zurück und unsere Großväter waren davon unterrichtet durch das wunderbare, imposante Himmelslicht.

An den Grenzen wurde beim Einfall der zerlumpten Haufen tapfer gefochten: hier bemühte man sich, den Fremden den Eintritt zu verwehren, dort wollte man mit aller Gewalt in die Häuser gelangen, und die letzteren sahen ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt.

Bald kamen die englischen und holländischen Regimenter von Norden herangezogen; die an der Heerstraße liegenden Häuser waren in einem Augenblick mit Kranken, Verwundeten und Flüchtlingen vollgepfropft.

Von den Oesterreichern und Preußen war in unserer Provinz nicht mehr die Rede; diese beeilten sich an der Ostseite die südlichen Niederlande zu verlassen; zu Fleurus hatte für die Herrschaft jener über Belgien die Todesstunde geschlagen!

Zwischen den Flüchtlingen bemerkte man hier und da einen armen Priester, einen schlecht gekleideten Klosterbruder, wenn er nicht vermummt war, und diese waren es, die die ersten Nachrichten von den Gräueln brachten, die von dem Bluthunde Charbonnier an den Grenzen des Hennegau's betrieben worden waren und die uns einen Vorgeschmack dessen boten, was die französische Schreckensnacht sein würde.

Kaum waren die Engländer unter dem Kommando des Herzogs von York und die Truppen des Staathalters auf Antwerpen, Bergen-op-Zoom und Breda zugezogen, als das zerlumpte und raublustige Heer Pichegru's und Jourdan's nahte.

Die Kirchenglocke, welche seit Menschengedenken die Gläubigen zum Gottesdienste rief, erschallte nun oft mitten in der dunklen Nacht, um den Dorfbewohnern den Anzug der gefürchteten Banden anzukündigen. Erschrocken sprang alsdann der Bauer, der Schloßbewohner der friedliche Mönch auf und suchte zu retten, was gerettet werden konnte. Die Abteien von Aulnes, Lobbes und Fontaine-Valmont brannten in einer und derselben Nacht, und die Flammen die über Wäldern und Bergesgipfeln in die Höhe schlugen, schienen anderen geistlichen Anstalten und Kirchen dasselbe Schicksal anzukündigen.

Was den armen Dorfbewohner betraf, so lud dieser auf die mit Pferden oder Ochsen bespannten Karren alles, was er vor der Plünderung bewahren zu können hoffte, und während der Mann mit Peitschenhieben das Zugtier zu schnellem Laufe antrieb gingen die Mütter mit ihren Kindern an der Hand, oder mit dem Säugling in dem aufgerollten Unterrock auf dem Rücken, jammernd und zitternd neben den Karren dahin.

Wohin? Wohin?

Man wußte es nicht; man flüchtete mitunter des Abends, um oft mit Tagesanbruch dem Feinde unerwartet in die Arme zu laufen.

„Da sind sie, da sind sie!" schallte es von Dorf zu Dorf, in jenem bangen und unvergeßlichen Nächten, und wenn man dann auf der Flucht den Kopf noch einmal umwandte nach der Seite, wo das Dorf, und in diesem Dorfe das Vaterhaus lag, sah man nicht selten eine rote Glut am Himmel aufsteigen.

Das ängstlich klopfende Herz der Kinder und Eltern sagte dann: „Es ist vielleicht unser Haus, das brennt!"

Dort, wo die Sanskulotten durchgezogen waren, war die Verwüstung vollständig. Die Bäume waren abgehackt, die Getreideäcker kahl geschoren, wenn der Bauer das Getreide nicht vor der Zeit eingeheimst hatte, oder sie waren buchstäblich platt getreten. Die Scheunen leer geplündert, die Häuser niedergebrannt, das Vieh geschlachtet oder weggeschleppt, die Pferde konfisziert — und das Alles fand statt im Namen der Freiheit!

Ungefähr in diesen Worten hörten wir oft die Rückkehr jener Blutplage, der furchtbaren Sanskulotten, erzählen, und sie vermögen den entsetzlichen Zustand des Landes und der Bewohner nur ganz schwach wiederzugeben.

Antwerpen, die starke Festung, zitterte gerade so wie der machtlose Dorfbewohner, und als am 23. Juli der letzte Soldat der Armee der Verbündeten, welche in Verwirrung und Schrecken vor den anrückenden Republikanern floh, die Stadt verlassen hatte, war sie vor Schrecken gelähmt und hatte fast nicht mehr den Mut, für ihre eigene Sicherheit zu wachen.

Machtlos, sagen wir, lag sie da, die große Stadt, und wartete zitternd, bis ihre Henker kamen!

Und dies Alles — was war sicherer als dies? — hatte das prächtige, aber unheilkündende Nordlicht angekündigt.

II.

Der Einzug.

Es war am Abend des 23. Juli 1794.

Die Straßen Antwerpens waren einsam und verlassen wie ein Kirchhof; doch waren die Giebel der Häuser auf Befehl des Magistrats beleuchtet und alle Notlaternen angezündet worden.

Die Häuser waren fest geschlossen; Schließbaum, Kette und Riegel versperrten die Türen — und drinnen? Drinnen saßen die Bewohner, durch den Schrecken gelähmt, lauschend nach dem geringsten Geräusch, das sich auf der Straße hören ließ.

Von Zeit zu Zeit klang der Hufschlag eines Pferdes, ein dumpfer Ruf: „Wer da?" oder „Qui vive?" Oder man hörte den schwerfälligen Tritt der Bürgerwehr-Patrouillen, die von dem Stadtmagistrate organisiert worden waren, um jeden Auflauf zu verhindern und das Eigentum so viel wie möglich zu schützen.

Es war neun Uhr Abends, als ein Vortrab der Husaren im Galopp in die Stadt einritt. Das dumpf in den Straßen widerhallende Stampfen der Rosse erhöhte die Angst der Eingeschlossenen.

Allmählich verklang der Lärm und Alles kehrte zu der früheren Ruhe zurück: diese war aber nur das Vorzeichen des Sturmes, der bald ausbrechen sollte.

In einem Hause auf dem Vleminckfelde in der Nähe der Kammerstraße befanden sich einige Personen, die sich nicht weniger als die übrigen Stadtbewohner in Spannung befanden.

Das Zimmer, worin diese Personen saßen, trug das Merkmal der Wohlhabenheit der Bewohner: Die gemalten Paneele, welche die Wände bedeckten, waren von vergoldetem Rahmen umschlossen. Die Stühle und die Ruhebank hatten aus Pferdehaaren hergestellte Sitze und Lehnen; der Spiegel über dem Schornsteinmantel war ziemlich groß und mit vergoldetem Laubwerk umgeben; das Kupfer des Herdes glänzte hell. Auf dem mit einem grünen Tuche bedeckten Tische brannte eine Kerze in einem silbernen Leuchter.

Wir bemerken zuerst einen stattlichen jungen Mann, mager, bleich, doch stark gebaut, mit hellem Auge und dunkelbraunen

Locken; dessen Gesichtszüge und Haltung große Entschiedenheit verraten. Er trug schwarze, nach der Mode der Zeit geschnittene Kleidung von feinem Tuche, aber keine Perücke, was seinen mit dunklen Locken bedeckten Kopf um so kräftiger hervorhob.

Bald ging er mit gemessenem Schritt in dem Zimmer auf und ab, ließ sein ruhiges Auge über die Anwesenden schweifen und schien sicher zu sein daß er imstande war, alle genugsam zu beschützen. Bald blieb er am Fenster stehen, legte sein Ohr an dasselbe und lauschte oder warf einen beruhigenden Blick auf seine schöne Frau, die mit einem Kindchen von einigen Monaten auf dem Schoße am Tische saß.

Diese Frau war jung; sie trug ein glattes, einfaches aber feines schwarzes Kleid. Ihre Haare vom schönsten Blond hingen zu beiden Seiten der Wangen in Locken herab, was dem ovalen Gesichtchen große Anmut und Liebenswürdigkeit verlieh. In diesem Augenblick war aber das Gesicht der Frau durch Angst entstellt, und bei dem geringsten Lärm drückt sie das Kindchen inniger an ihr Herz.

Die dritte Person, die sich in dem Zimmer befand, trug das Gewand des Priesters. Sein mageres, dunkles Gesicht, sein lebhaftes Auge seine wohlgeformte hohe Stirn waren wohl geeignet, auf Jedermann einen günstigen Eindruck zu machen.

Lag Entschiedenheit und Charakterstärke im Antlitze des Gatten der jungen Frau, in demjenigen des Priesters waren diese Eigenschaften nicht weniger sichtbar, obwohl der Ausdruck bei dem letzteren ganz anders war, weil die Gefühle bei diesem in einer ganz verschiedenen Quelle ihren Ursprung hatten.

Der erstere würde siegen durch Würde, wenn nötig durch seine Körperkraft, durch Gefühle, die aus dem Wesen des Menschen und seiner Eigenliebe hervorgehen. Der andere durch das Sanfte, Gemütvolle und Hinreißende, das die Religion giebt und das einem höheren Leben entlehnt ist.

Der Priester schien in gewissem Sinne ruhig zu sein wie der junge Hausherr selbst; er durchblätterte ein Buch, die Chorographie von Sanderus, und verweilte aufmerksam und längere Zeit bei jedem Bilde, das eine der prächtigen Abteien, deren es sehr viele im Lande gab, darstellte.

Der junge Gatte war Herr Marc Cordonnet, Hauptmann in der französischen Armee unter dem Obebefehl des Generals Dumouriez der, wie dieser ausAbscheu vor der roten Republik, welche er infolge ihrer eignen Taten gründlich kennen gelernt hatte, seinen Degen niederlegte, den Tag beweinend, wo er der wahnsinnigen Göttin der Vernunft Weihrauch gestreut hatte.

Marc Cordonnet, ein Mann von edlem und großmütigem Charakter, hatte mit all' der Begeisterung, deren er fähig war, die Sache der Republik zu der seinigen gemacht. Diese Republik schien auch so schön, so himmlisch rein, so göttlich erhaben und glänzend, sie, die dem Menschen von Freiheit und Gleichheit sprach!

Die Erfahrung lehrt, und Cordonnet überzeugte sich allmählich immer mehr, daß „die Republik sich zwar das Haupt mit Blumen umkränzte, doch, das Herz voll Rache, bis über die Knöchel durch das Bruderblut watete", daß sie mit einem Worte nichts als Trümmerhaufen und Grabhügel hinterließ, wo sie sich zeigte. Dumouriez hatte seinen Degen dem Feinde angeboten — und das war strafbar; aber Cordonnet hatte den seinigen in der Scheide rosten lassen und genoß nun, an der Seite seiner Frau — der Tochter Hermann Link's des reichen Bürgers aus dem goldenen Kompaß in der Hochstraße — in Fülle das vlämische häusliche Glück.

Der Geistliche war sein Freund, der Kanonikus der Hauptkirche, Johann Ludwig Marcel, erst dreißig Jahre alt, aber schon alt an Erfahrung und harten Prüfungen. Im Jahre 1791, also vor dem ersten Einfalle, war Marcel aus seinem Heimatsorte, Moliens-au-Bois, im Distrikt Amiens, und selbst aus seinem Vaterlande ausgewandert, schaudernd vor all' den Gräueltaten und Verbrechen, die im Namen der Freiheit begangen wurden, und hatte in Antwerpen einen Zufluchtsort gefunden. *)

Marcel war also wohl ein Emigrant, doch er glaubte, daß man ihn nicht unter diejenigen rechnen könnte, welche unter die Bestimmungen des Beschlusses vom 27 Thermidor und des Gesetzes vom 22. Prairial fielen.

Seine Tugenden, seine Gelehrsamkeit, seine unverbrüchliche Anhänglichkeit an Rom, hatten bald in Antwerpen die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt, und ihn zu der erwähnten hohen Würde erhoben. Nicht allein als Landsleute, sondern auch als Männer von gleichen Charaktereigenschaften hatten Cordonnet und Marcel herzliche Freundschaft miteinander geschlossen.

Kanonikus Marcel sah mit einem gewissen Schrecken die Sanskulotten zum zweitenmale über die Grenzen stürmen; doch mit seinem reinen und unbefleckten Gewissen, mit der Ueberzeugung, daß er keines einzigen Vergehens bezichtet werden konnte, hoffte er wohl, trotz seines Priestergewandes als Franzose einigen Einfluß ausüben zu können, falls die anrückenden Truppen in das Haus seines Freundes Cordonnet eindringen sollten.

Cordonnet seinerseits hegte dieselben schützenden Gedanken für seinen Freund, den Priester: keiner der Beiden hatte jedoch diesen Gedanken Ausdruck verliehen.

Wir sagten, daß Marc Cordonnet von Zeit zu Zeit am Fenster lauschte, um zu erfahren, was draußen vorfiele. Der um neu Uhr erfolgte Einzug der Husaren hatte ihn nicht getäuscht es konnte nichts anderes sein als die Vorhut des Armeekorps, das später einrücken sollte. Sollte dies aber in der Nacht oder am Morgen des folgenden Tages stattfinden?

Trotz dem Verbot des Magistrats, daß niemand sich auf der Straße zeigen sollte, hatte Cordennet seinem fünfzehnjährigen Hausknecht, bekannt unter dem Namen „Der rote Kornelius", erlaubt, einmal heimlich und leise wie eine Schlange die Häuser entlang zu schleichen, und auf Rekognoscierung auszugehen.

Jedensfalls gab dieMutmaßung, daß de Einzug der Armee Jourdan's erst am folgenden Tage stattfinden würde, der Frau eine gewisse Ruhe und Erleichterung: es war immer ein Aufschub, und der Einzug am hellen Tage würde weniger unangenehm sein als bei Nacht.

Da die Familie sich in diesem Augenblick infolge der drückenden Verhältnisse ohne Dienstboten befand und der kleine Kornelius auf Rekognoszierung aus war, hatte Cordonnet selbst eine Flasche Rotwein aus dem Keller geholt; doch der Wein wollte dem Priester und der jungen Frau nicht schmecken und ebenso wenig machte er die Unterhaltung die jeden Augenblick stockte, lebhaft.

„Sonderbar," sagte er, „woher in unserer Zeit die politischen Personen kommen! Leute die niemals an Politik gedacht haben, treten plötzlich auf den Schauplatz und spielen mit allem möglichen Ernst eine gewisse Rolle in der Welt. Barbiere scheren nicht mehr Personen, sondern scheren selbst ganze Völker! Schneider verachten ihr Handwerk und beschäftigen sich mit allerlei politischen Kannegießereien. Tanzmeister führen keine reine Jugend mehr zum Tanze, sondern sie lassen gerne ein ganzes Volk den schauerlichen Revolutionstanz, die Carmognole tanzen!"

Der Kanonikus blickte seinen Freund fragend an, ohne eigentlich zu begreifen, was er mit diesen Worten sagen wollte.

Sie kennen Dargonne doch?" fragte Cordonnet.

„Den Tanzmeister?"

„Ja, den meine ich. Dieser Bursche, ein Franzose, und wie er selbst früher zu behaupten die Kühnheit hatte ein Edel-

*) Johann Ludwig Marcel, beschuldigt der unerlaubten Auswanderung (émigration) wurde am 2. Brumaire des Jahres III der Republik vom Kriminalhofe von Antwerpen . . . zum Tode verurteilt und im Alter von 30 Jahren auf dem Schloßplatze von den Bluthunden erschossen.

mann aus altem Geschlechte, hat seit zwanzig Jahren die Jugend Antwerpens die friedliche Kunst Terpsichores gelehrt, und war bei den wohlhabenden Familien gewiß zur besseren Empfehlung als ein sehr konservativer Mann bekannt."

„Nun?"

„Nun, dieser Tanzmeister ist plötzlich ein gewaltiger Politiker geworden und scheint Parteigänger der übertriebensten Ansichten und Phantasien zu sein."

„So daß er nun einen anderen Tanz aufführen lassen wird?" unterbach ihn der Kanonikus lächelnd.

„Gewiß, die Carmagnole," sagte Cordonnet, doch er meinte zu sagen, „den Totentanz".

„Solche Menschen," meinte die junge Frau, „sind mehr zu fürchten als die wirklichen Politiker, mögen sie auch noch so streng sein. Ich denke, die Republik würde niemals so viele Gräuel auf dem Gewissen gehabt haben, wenn sie nicht in die Hände von Tanzmeistern, Barbieren, Advokaten ohne Praxis und ähnlichem Gelichter gefallen wäre."

„Das ist eine sehr große Wahrheit," antwortete der Geistliche ernst.

„Nichts ist mehr zu fürchten in einer aufrührerischen Bewegung, als das halbe Talent, als derjenige der behauptet, etwas zu wissen, und eigentlich nichts weiß, es sei denn höchstens, das er versteht, einige Phrasen aneinanderzureihen die im Ohre des Volkes gut klingen. Das beste Heilmittel wird, wenn sie es anwenden, zu Gift und die Waffe, die gegen denUnterdrücken gerichtet ist, wendet der Eingebildete und Unbedachtsame gegen sich selbst oder gegen seine eigene Partei."

„Nun, das wird hübsch sein," rief Cordonnet lachend „Dargonne bei dem Einfall einen großen Mann werden zu sehen."

„Lachen Sie nicht, Die meisten Männer der Umwälzung waren noch weniger als Tanzmeister und sie übten das Henkerhandwerk aus, als ob sie darin erzogen worden wären."

„Ganz gleichgültig; aber es wäre doch lustig, Dargonne zu sehen. . . ."

Cordonnet schwieg; sein Blick fiel auf seine Frau, deren Gesicht eine außergewöhnliche Unruhe verriet. Fühlte sie, daß etwas Teuflisches lag in dem Kontraste zwischen dem Tanzmeister Dargonne und dem zukünftigen politischen Prokonsul, in dem Menuett von gestern und dem Totentanz des kommenden Tages?

Diese Gedanken verdrängten einander in der Tat in dem Geiste der jungen Frau, und sie fürchtete, daß ihre Gedanken durch die Worte ihres Mannes bestätigt werden möchten.

Katzenmütterche

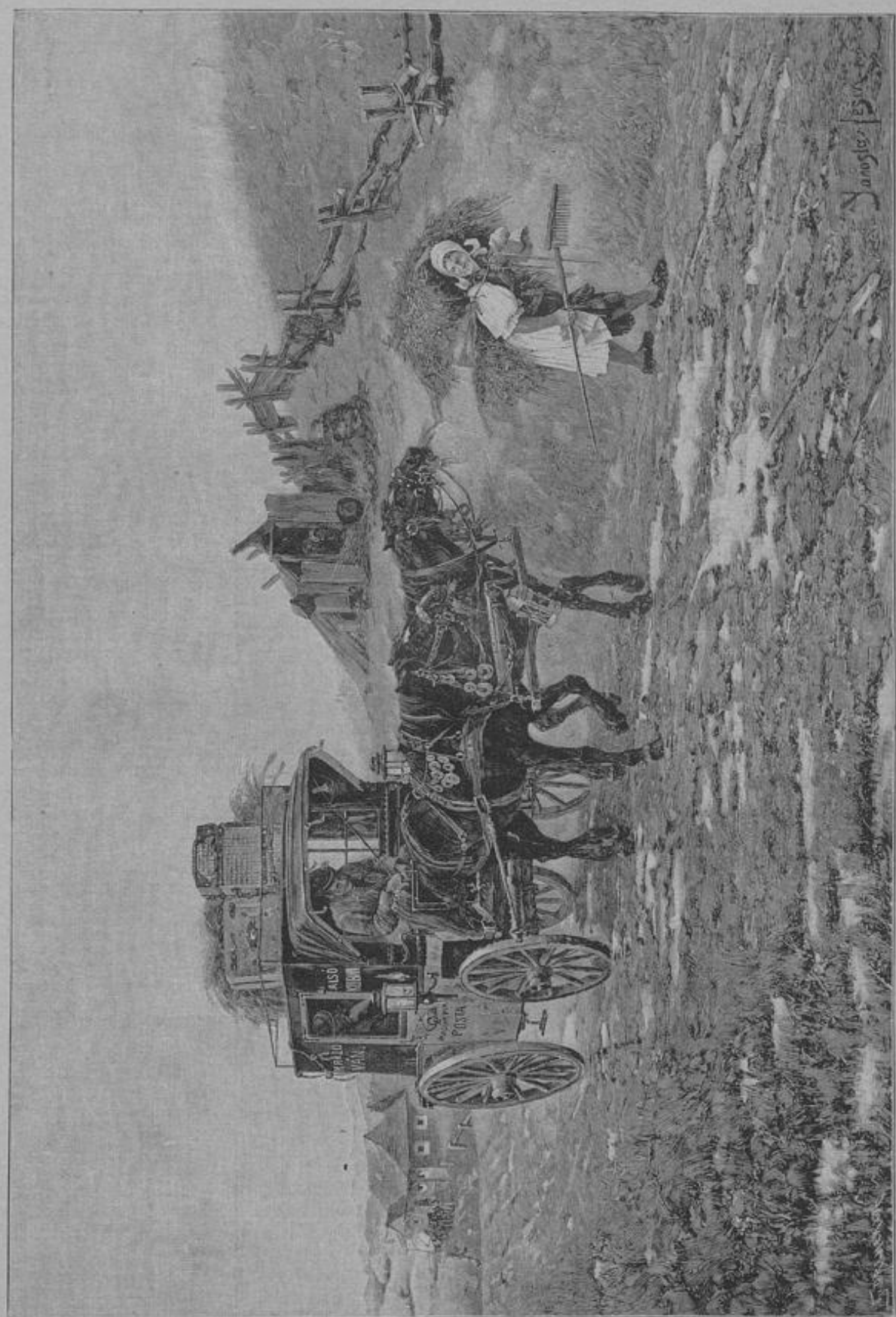
„Warum denkst Du so etwas von Dordonne, Marc?" fragte sie denn auch beunruhigt.

„Erstens weil er seine Musik- und Tanzstunden vernachlässigt, wenigstens insofern unser junges Völkchen in dieser Zeit noch an Tanzen und Musik denkt; doch vor allem, weil er eine so feurige Bewunderung vor Robespierre an den Tag legt. Dann, weil er die Republik, wie sie nun besteht, als die großmütige Retterin der Welt betrachtet und sich seit einigen Tagen, selbst im Kaffeehause, das früher nur von Personen von Rang und Ansehen besucht wurde, zeigt um dort bitter gegen die Feudalität, die Priester, und die Adeligen loszufahren, welch' letzteren dem leichtsinnigen Springer so lange den Mund offen hielten. Wenn solche Menschen nicht mehr arbeiten und sich auf den Vordergrund drängen, suchen sie auf einem neuen Wege ihr Glück zu machen. Wer weiß, Herr Kanonikus," fügte Cordonnet lächelnd hinzu, „ob der neue

Prokonsul Ihre herrliche Kathedrale nicht in einen unermeßlichen Tanzsaal zur Ehre der Göttin Vernunft verwandeln will."

„Wo mag Kornelius doch bleiben?" fragte sie nach einer Weile.

„Du hast Recht," ließ Cordonnet darauf folgen, „ich hätte



Schnellpost. Von J. Oefin.

Man wollte sich über die lächerliche Figur des politischen Tanzmeisters lustig machen, doch das gelang nicht bei der jungen Frau.

den kleinen Schelm fast vergessen. Es ist ungefähr Mitternacht, und noch ist er von seinem Rekognoszierungszug nicht zurückgekehrt, so daß ich . . "

„Wenn der Nachtwächter ihn festgenommen hätte . . " "
„Dann wird er sich schon frei zu machen wissen."
„Wenn man ihn nur nicht . . . "

„Totgeschossen hat? dazu giebt der Taugenichts sich nicht her. Beruhige Dich, der rote Kornelius wird seine Haut schon in Sicherheit bringen. Es würde mir übigens innig leid tun, wenn ihm etwas Unangenehmes zustieße. In diesem Burschen ist Stoff, aus dem man einen Helden oder Diplomaten machen kann.

Ein dumpfer Lärm in der Straße machte den Sprechenden verstummen; alle lauschten. Man schlug heftig mit den Fäusten auf die Türe.

Cordonnet war aufgesprungen und obschon seine Frau eine Bewegung machte, um ihn zurückzuhalten, eilte er aus dem Zimmer, öffnete die Straßentür, und rief fast zu gleicher Zeit: „Es ist Konelius!"

Der rote Junge stürmte keuchend herrein, warf die Tür hinter sich zu und rief mit unterdrückter Stimme: „Da sind sie! Da sind sie!"

Man hörte in der Tat in der Ferne Toben und Lärmen, das allmählich stärker klang; es war wie herannahender Donner. Cordonnet, der am Fenster lauschte, erkannte bald das Stampfen der Rosse den dumpf dröhnenden Tritt tausender Infanteristen, das schwere Rollen der Kanonen, und Pulverwagen, und diesen in der Nacht doppelt schauerlichen Lärm übertönten wirre, lallende, singende Stimmen, Trommelwirbel, Trompetensignale und endlich die Marseillaise.

Cordonnet lauschte aufmerksam nach diesem Gesange. Sein Auge funkelte, als ob er durch eine Erinnerung an seine Jügend begeistert würde. Seine Hand drückte krampfhaft diejenige seiner Frau, als er die letzte Strophe aus tausenden und abertausenden Kehlen brüllen hörte:

Amour sacré de la patrie
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, li erté chérie,
Combats avec tes défenseurs!*)

Doch allmählich erlosch der Glanz in seinem Auge, denn diese Zusammensetzung schöner Worte, die einem edlen Herzen wie dem seinigen heilig waren, und die nun aus dem Munde derjenigen klangen, die Alles vernichtet, alles entweiht hatten, die auf ihren Zügen geplündert, gebrannt und gemordet hatten, kam ihm profan vor — entheiligend im vollen Sinne des Wortes.

Auch der erregte Gesang inmitten der Nacht, unterbrochen durch wüstes Geheul, Rasen, wilde, tierische Mißklänge hatte etwas Schauerliches, etwas Drohendes, etwas, das das Herz des eingeschlossenen Einwohners schließlich eiskalt werden ließ.

Frau Cordonnet drückte ihr weinendes Kind fester, inniger an die Brust, sank auf die Kniee und wandte ihre rotgeweinten Augen betend zum Himmel. Cordonnet und der Priester hoben sie auf und suchten ihr Mut einzureden; doch alle Bemühungen waren lange Zeit vergeblich: sie war ja Mutter, Gattin und Tochter!

Das einrückende Heer nahte dem Hause Cordonnets, und dieser eilte, von dem Kanonikus begleitet, die Treppe hinauf, um durch ein Fenster des oberen Stockwerkes den Marsch der Truppen zu beobachten. Halb hinter der Gardine verborgen, starrten beide in die Straße; aber schlauer war Kornelius, der auf den Speicher geklettert war, dort ein kleines Fenster geöffnet hatte und in Sicherheit den Kopf hinausstreckte, um alles gut sehen zu können.

Aus dem Dachfenster lauerte Kornelius in die Straße, die durch die Laternen, Kerzen und selbst Lampions an den Häusern beleuchtet war; denn der Magistrat hatte, wie man weiß, befohlen, die Häuser mit Lichtern zu versehen.

*) Heilige Liebe zum Vaterlande, leite, stütze unsere rächenden Arme! Freiheit, geliebte Freiheit, kämpfe mit deinen Verteidigern!

In einem andern Augenblick würde eine solche Beleuchtung zu manchem Jubel Anlaß gegeben haben.

Hätte man zu dieser Beleuchtung gefügt: Die freien Bürger in den Straßen, die Häuser geöffnet oder wenigstens die Bewohner an die Fenster gestellt; Fahnen, bunte Flaggen, Blumen, Inschriften — so eigen dem brabandtschen und vlämischen Volke — Glockengeläute und Festjubel, dann würde man gesagt haben, daß ein Landesvater seinen frohen Einzug in Antwerpen hielte; aber nun waren die Häuser geschlossen und man hätte eher an ein düster erleuchtetes Totenhaus als an eine Festfeier denken können!

Die Straße war, so weit das Auge reichte, oben und unten von einer dunkeln Masse angefüllt, über der die Bajonette und Piken wie Blitze glänzten. Hier waren es die Husaren, mit ihren Trompetern an der Spitze, dort war es die Infanterie mit unordentlichen Uniformen, weißen Bandelieren kreuzweise über der Brust und schlappen Federn auf dem Schako; hier war es die Artillerie, und neben den knarrenden Rädern der Kanonen gingen hinkend, lahmgelaufene Kanoniere. Dann kamen die Pulver- und Proviantwagen, auf deren Bock ein Invalide, ein Verwundeter oder eine Marketenderin saß, und danach folgte ein unbeschreibliches Durcheinander von Menschen, halb oder gar nicht in Uniform, Frauen, Männer, Greise und Knaben, doch alle in einer so zerlumpten Verfassung, daß man an eine Bande losgelassener Galeerensträflinge dachte.

Bei anderen Gelegenheiten fand man dieses Gesindel in einem gewissen Abstande hinter dem Heere, weil es dann straflos plündern konnte; jetzt dagegen folgten die Räuber dem Heere auf den Fersen, weil sie fürchteten, nicht in die Stadt eingelassen zu werden.

Diese lange, breite Schlange, deren stählerner Rücken mitunter glänzte und flimmerte, kroch mit dumpfem Getöse heulend, fluchend, rasend, tobend und schreiend durch die Straßen der armen Stadt, während die Töne der schauerlichen Marseillaise allmählich in der Ferne verklangen. Und drinnen saßen schaudernd vor Angst und Schrecken die unglücklichen Einwohner der flämischen Stadt und erwarteten in ratloser Verzweiflung, was die nächsten Stunden über sie verhängen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einbrecher.

Erzählung nach dem Englischen. Von J. Olaudus.

Nachdruck verboten.

Er war ein gutmütiger, ehrwürdig aussehender Bursche, mit grauem Haar und einer Stahlbrille auf der Nase, die noch ein wenig dunkler gefärbt war als der übrige Teil seines Gesichts. Sein Gesichtsausdruck war freundlich und wohlwollend. Ein dicker, schwarzer Bleistift stak hinter seinem Ohre und Hammer und Zollstock trug er in der Hand. „Guten Morgen, gnädige Frau", sagte er, als Frau Langley die Küchentür öffnete, „ich bin der Zimmermann."

„Oh", sagte Frau Langley zweifelnd.

„Der Hausherr hat mich geschickt, um nach den Fenstern zu sehen, ob sie vielleicht reparaturbedürftig sind," fuhr der alte Mann fort.

„Doch sicher nicht unsere Fenster?" sagte Frau Langley. „Daran ist nichts zu ändern. Sie müssen sich irren."

„Ich soll nicht nach den Fenstern sehen," erklärte der Zimmermann, „ich muß sehen, ob die Rahmen dicht sind und ausgebessert werden müssen. Wir bekommen einen kalten Winter und wollen Sie nicht totfrieren lassen." Er sah so wohlwollend drein, als er das sagte, daß er Frau Langley, ganz für sich einnahm. Sie ließ ihn denn gewähren und er inspizierte die Küchenfenster, die Schlafzimmer- und die Salonfenster. Er tat dies alles so sorgfältig und es dauerte fast

eine halbe Stunde, ehe er seinen Zollstock zusammenlegte und seinen Hut nahm, um sich zu entfernen.

„Es braucht nicht viel daran getan zu werden," sagte er bescheiden, „ich denke, daß es ein Stündchen Arbeit geben wird. Diese Tür da ist etwas lose und die kann dann zugleich auch repariert werden. Der Hausherr hat mir zwar nicht aufgetragen auch die Türen nachzusehen, aber ich liebe es nicht, die Dinge nur halb zu tun."

Diese Ansicht fand bei Frau Langley Beifall.

„Wenn Sie mir nun den Tag angeben, wo ich kommen soll, gnädige Frau, werde ich die Sache in Ordnung machen. Ich möchte nicht gerne mit meinem lärmenden Handwerkszeug in ein Haus kommen, wenn ich nicht erwartet werde. Wie kann ich dann wissen, ob vielleicht Besuch da ist?"

Frau Langley war überzeugt, daß er der höflichste Mann wäre, den sie jemals angetroffen habe; Langley selbst aber war von Anfang an mißtrauisch.

„Er sagte, der Hausherr habe ihn geschickt?" fragte er. „Das macht alles klar! Der Hausherr! Und der sollte einen Zimmermann senden! Vornehme Gesellschaft, diese Hausherren! Und dann noch gar ungebeten — getrieben durch freundschaftliche Sorge für unsere Gesundheit! Das ist das Schönste, was ich noch je in meinem Leben gehört habe!"

„Es klingt nicht sehr wahrscheinlich", meinte Prummer, der gerade zu Besuch gekommen war.

„Warum sollte der Mann denn gekommen sein, wenn er nicht geschickt war?" fragte Frau Langley. „Er sagte, der Hausherr schickte ihn, ganz sicher. Er würde das doch nicht sagen und sich all' die Mühe machen, wenn es nicht so wäre."

„Was haben Sie vermißt, seitdem er weg ist?" fragte Prummer.

„Was ich — was, Sie meinen doch nicht, nein — das wäre doch unsinnig. Er konnte nichts wegnehmen, ohne daß ich es sah, die ganze Zeit bin ich bei ihm gewesen. Und dann, wie ein Spitzbube sah er gar nicht aus."

„Meinen Sie nicht? Das will nichts sagen, denn diese Leute wissen sich vollständig in ihre Rolle hineinzuleben."

„Ich denke doch wohl, daß ich einen Einbrecher von einem anständigen Menschen unterscheiden kann", sagte Frau Langley entrüstet. „Dieser Mann war so anständig und freundlich, wie nur möglich."

„Ich habe auch Einbrecher gekannt, die so anständig und freundlich waren," meinte Langley. „Putzte er seine Füße auf der Matte ab?"

„Ich glaube, daß Ihr alle beide verrückt seid," sagte seine Frau. Wenn er ein Einbrecher gewesen wäre, warum sollte er dann nicht etwas gestohlen haben, als er einmal im Hause war? Und noch etwas anderes: Dann würde er doch nicht von der Tür gesprochen und gesagt haben, daß er die auch in Ordnung bringen würde."

„Das ist schnell genug erklärt," sagte Langley. „Wahrscheinlich dachte er, wir würden es selbst tun, wenn er nicht sagte, daß er es tun würde. Er will gewiß eine Oeffnung haben."

„Eine Oeffnung für jemand von Erfahrung," fügte Prummer hinzu.

„Richtig, so ist es. Wir können nun wohl fest darauf rechnen, daß wir Visite von einem nächtlichen Besucher erhalten werden. Ich mißtraue allen diesen gutmütigen Leuten mit ihrem süßen Geschwätz ganz und gar."

„Lagen keine Wertsachen frei umher, gnädige Frau?" fragte Prummer.

„Meine Uhr lag auf dem Waschtische, ein Armband und sechs silberne Gabeln lagen auf der Kommode. Ich konnte die Dinge unmöglich entfernen und ich würde ihn auch nicht eingelassen haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß er die Wahrheit sprach."

„Wie wußtest Du, daß er die Wahrheit sprach?" fragte Langley.

„Weil ich davon überzeugt war," antwortete seine Frau.

Langley wollte aber nicht überzeugt sein. Er regte sich auf über die Tatsache, daß er seine Frau am folgenden Morgen allein lassen mußte und lieh sich Prummers schweren Revolver und verlangte, daß sie denselben in ihrer Tasche trüge. Seine eigene Pistole war ein plumpes Ding, das seine Frau kaum bewegen konnte; diese sagte denn auch, daß sie ohne diese furchtbaren Gegenstände fertig werden könnte!

Später am Tage kam Langley plötzlich auf den Gedanken, daß er Steuern bezahlte und Recht auf polizeilichen Schutz hätte. Er eilte deshalb zum Polizeikommissariat und teilte dort seine Befürchtung mit. Der Kommissar war derselben Ansicht wie Langley. Er behauptete, die Beschreibung des Zimmermannes erkannte er als diejenige des Anführers einer gefährlichen Bande, und er versprach dann Langley's Haus bewachen zu lassen.

Als Langley des Abends nach Hause kam, sah er einen Mann auf der anderen Seite gehen, der so sorglos und unschuldig aussah, daß Jeder sofort bemerkte, daß es „ein Geheimer" wäre, der auf Posten stand. Das gab Langley ein Gefühl der Sicherheit, aber trotzdem blieb er ziemlich aufgeregt. Prummer war weg, sonst hätte er ihn gebeten, in seinem Hause zu schlafen.

Langley erzählte seiner Frau, was der Kommissar gesagt hatte. Er wollte sie nicht bange machen, aber er meinte, daß das, was er ihre Unklugheit nannte, wohl ein wenig Beschämung ertragen dürfe. Aus irgend einem Grunde machte es jedoch nicht viel Eindruck auf sie und sie lachte ihn aus, als er die Fenster verbarrikadierte.

Es war etwa Mitternacht, als die Barrikade an einem Parterrefenster zu Boden fiel. Das ging mit einem Lärm und Gepolter, daß Langley erschrocken auffuhr. Es war ein Augenblick schauerlicher Stille. Da hörte Langley die Stimme seiner Frau, welche sagte:

„Ich dachte wohl, daß es geschehen würde. Die Katze hat Deine ganze Barrikade umgeworfen, Wilhelm."

Langley würdigte sie keiner Antwort, sondern kroch vorsichtig aus dem Bette und schlich leise die Treppe hinab. Er erreichte endlich das Fenster und fand in der Tat Eisenstücke und einen Querbalken am Boden liegen. Ein kalter Luftstrom, der durch seine dünnen Kleider drang, sagte ihm, daß das Fenster offen stand. Langsam und vorsichtig schaute er hinab. Ein leises Räuspern ließ sich vernehmen und schnell wie der Wind zog Langley seinen Kopf zurück, so daß er dem Fensterflügel zu nahe kam und einen Schmerzensschrei ausstieß.

Sich über seine Feigheit ärgernd, blickte er endlich wieder aus dem Fenster und rief: „Wer da?" aber seine Pulse hämmerten, als er seine Stimme hörte.

„Polizei", lautete die Antwort und zwei Silhouetten zeichneten sich in der Finsternis ab. „Es tut uns leid, daß wir Sie stören, aber wir sahen die Fenster nach und warfen die Geschichte um."

„Ich glaube es auch," sagte Langley bitter.

„Es war kein Mensch da", sagte Langley, auf das Zimmer zurückkehrend.

„Was ist es?" fragte seine Frau schläfrig. „Ich hoffe nun, daß Du im Bette bleibst, Wilhelm, und nicht mehr auf die Jagd gehst. Natürlich war niemand da, das wußte ich viel zu gut."

„Ich möchte gerne wissen, wie Du das wußtest," sagte Langley schaudernd unter die Decke kriechend.

„Ei, ich würde es Dir schon eher gesagt haben, wenn Du Dich nicht so toll angestellt hättest," erhielt er zur Antwort. „Heute Mittag bin ich zum Hausherrn gegangen und der sagte mir, daß er den Mann geschickt hätte. Er war so freundlich, Wilhelm, ich schäme mich Deiner."

„Donnerwetter", sagte Wilhelm und dann schwieg er mäuschenstille. Er hatte mehr als genug von der dummen Geschichte.

Zur Unterhaltung.

— **Katzenmütterchen.** (Bild S. 316.) Die jungen Kätzchen, die mit ihren schelmischen Augen so unschuldig in die Welt schauen, können sich in der Tat keine bessere Freundin als Kleinlilli wünschen. Des Morgens, kaum, nachdem die kleine Tierfreundin die nötige „Toilette" gemacht hat, eilt sie mit einer Tasse Milch und einer Semmel zu ihren Pfleglingen. Emsig, wie eben ein treusorgendes Katzenmütterchen ist, geht sie dann daran, ihren Lieblingen ein Frühstück zu bereiten und freut sich, wenn es sich die Kätzchen schmecken lassen. Aber Kleinlilli sorgt auch weiter. Von Tag zu Tag wird es kühler und damit die Kätzchen nicht im Keller, wo sie untergebracht sind, frieren, hat Kleinlilli flugs vom Schreiner einen Bretterverschlag an das Kellerfenster anbringen lassen. Der Verschlag ist zwar nicht auf unserem Bilde zu sehen — aber wir haben uns persönlich überzeugt, er ist vorhanden. Unsere Anerkennung dem rührigen Katzenmütterchen. -t

— **Schnellpost.** (Bild Seite 317.) Die Vorzüglichkeit unserer modernen Verkehrsmittel und die durch sie zu erzielenden Zeitersparnis lernt erst der recht würdigen, der einmal verurteilt war, mit der ungarischen „Schnellpost" zu reisen. In dem „hartgepolsterten" Postwagen wird er am deutlichsten verspüren, wie scheinbar langsam die Zeit vergeht, wenn man es eilig hat und noch nach mehreren Tagen in seinen Gliedern fühlt, daß man nicht ungerecht die „Schnellpost" benutzen kann. Freilich wo es keine besseren Verkehrsmittel gibt, als die „Schnellpost", da muß man mit ihr Zufrieden sein, eingedenk des Sprichwortes: „besser schlecht gefahren, als gut gegangen." -t

Für die Hausfrau.

— **Bei ausgebrochenem Typhus** halte man auf größte Reinlichkeit der Bettwäsche und des Zimmers, sorge für reine Luft im Krankenzimmer, reiche fleißig kaltes Wasser, damit die Eintrocknung der Zunge gemäßigt und dadurch die Atmung erleichtert wird, sorge dafür, daß das Lager der Kranken ohne Falten sei und lege am besten ein Rehfell oder Luftkissen unter, da sich Kranke leicht durchliegen, und zeigen sich auf dem Rücken gerötete Stellen, so waschen man sie fleißig mit kaltem Wasser. Als Kost gebe man nur flüssige, jedoch nahrhafte Sachen; Milch, kräftige jedoch fettlose Fleischbrühe mit Eigelb, Mehlsuppe mit Ei. Ist der Kopfschmerz und die Unbesinnlichkeit stark, so lege man die Eisblase auf den Kopf. Sache des Arztes ist die Bestimmung der Anwendung der Wärme entziehenden Bäder und der Arzneimittel. Die Krankenwartung hat die Verpflichtung der exaktesten Ausführung der ärztlichen Anordnung.

— **Verhaltungsmaßregeln beim Keuchhusten.** Ist derselbe wirklich ausgebrochen, so schicke man die Kinder bei warmer Sommerluft viel ins Freie, und lasse man selbst im Sommer warme Unterkleider tragen. Namentlich sorge man für reine Zimmerluft durch fleißige Ventilation, da Anhäufung verbrauchter, kohlensäurereicher Luft die Anfälle verstärkt und vermehrt. Zum Krankenzimmer wähle man ein großes, geräumiges Zimmer, in welchem die Luft nicht so schnell verbraucht wird. Wer es haben kann, lasse den Kranken jede Nacht in einem andern Zimmer schlafen und täglich mit dem Schlafzimmer wechseln, wer es nicht haben kann, besprenge recht häufig Dielen unv Bettwäsche mit einer 5prozentigen Karbolsäurelösung und öffne fleißig die Fenster. Wegen des stets vorhandenen Kehlkopfs- und Brustkatarrhs dürfen keuchhustenkranke Kinder niemals kaltes Wasser trinken, sondern stets nur verschlagenes oder warmen Thee. Auf die Ernährung nehme man besonders Bedacht, namentlich in den Fällen; in welchen nach den Anfällen jedesmal Erbrechen erfolgt und dadurch leicht Entkräftung, Abmagerung eintritt. Da feste Substanzen weniger leicht erbrochen werden, wie flüssige und ebenso große Speisemengen leichter wie kleine, so gebe man also konsistente Kost: weiche Eier, Fleisch, Braten, Schinken, belegtes Butterbrot, und zwar immer in kleinen Mengen, und meide Milch, Suppe 2c. Am besten gibt man die Speisen unmittelbar nach dem Anfalle, da dieselben dadurch am sichersten einige Zeit im Magen bleiben und zur Verdauung gelangen, während, kurz vor dem Anfalle gegeben, dieselben ohne Nutzen für den Körper durch den nahen Anfall zu leicht wieder entleert werden.

— **Schmutzflecke** aus wollenen Stoffen entfernt man, indem man sie mit Kienöl oder verdünntem Salmiakspiritus reibt und mit reinem Wasser nachwäscht. Im übrigen beseitigt man Schmutzflecke am besten mit alkalischen oder seifenartigen Fleckmitteln; oft genügt aber auch Wasser mit Kleienwasser.

Rätselecke.

Rösselsprung.

		ich	ta	kaum	schla-	
	stisch	und	gen	breit	so	dich
doch	so	phan	ken	ge	wie	und	thal
reich	oh	auf	bunt	weit	ne	in	der
wie	so	brü	de	lin	o	mein	sam
ne	dein	hast	bleich	der	ein	in	herbst
	gen	ö	ser	du	den	keit	
		rings	ta	wie	die		

Akrostichon.

Es sind 11 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen im Zusammenhang ein aus der altbiblischen Geschichte bekanntes Land.

a.		b.
1. Land in Asien	—	Nutzpflanze.
2. Geographische Bezeichnung	—	männlicher Vorname.
3. Schmackhafter Vogel	—	Gefühlsausdruck.
4. Amtsperson	—	Amtskleid.
5. Fremdes Tier	—	Seeräuber.
6. Gebäck	—	Kriechtier.
7. Männliche Zier.	—	Gangart.
8. Heidnischer Gott	—	spanischer Feldherr.
9. Teil der Rüstung	—	Nahrungsmittel.
10. Ackersaum	—	Land in Asien.
11. Erquickung	—	Insel im Mittelmeer.
12. Fanggerät	—	Befestigungsmittel.

Rebus.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Zifferblatträtsel:

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
B	E	I	N	S	E	L	M	A	D	E	L

Bei, Bein, Eins, Insel, Selma, Made, Adel, Elde.

Rebus: Wisse nicht nur das Gute, sondern thue es auch.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Volksblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.